



Der Bahnhof von Auschwitz, dem polnischen Städtchen Oswiecim, in einer Fotografie von 1994

Foto Agentur Focus

Der Tod beginnt bei den Schuhen

Auschwitz überleben:
Meisterlich liest
Alexander Fehling
Primo Levis
erschütterndes
Jahrhundertbuch
„Ist das ein Mensch?“

Von Wolfgang Schneider

Im Februar 1944 wurden sechshundert jüdische Häftlinge des norditalienischen Durchgangslagers Fossoli nach Auschwitz deportiert, unter ihnen der Schriftsteller und Chemiker Primo Levi. Er schildert, wie sich die Menschen während der Nacht auf die Reise in den verschlossenen Güterwaggons vorbereiteten, die die meisten von ihnen nicht lange überleben würden. Mütter sorgten für das Gepäck ihrer Familien und für den notdürftigen Proviant, „und in der Morgendämmerung hingen die Stacheldrähte voller Kinderwäsche, die der Wind trocken sollte“.

Es ist eine von vielen erschütternden Momentaufnahmen dieses Buches, das zu den frühesten und eindrucksvollsten literarischen Zeugnissen über den Holocaust gehört. Primo Levi, 1919 in Turin geboren, wuchs in einer assimilierten jüdischen Familie auf. Nach dem Sturz Mussolinis und der Besetzung Italiens durch die Wehrmacht schloss er sich dem Widerstand an. Er wurde im Dezember 1943 verhaftet und überlebte elf Monate in Auschwitz. „Ist das ein Mensch?“ erschien erstmals, noch wenig beachtet, im Jahr 1974.

Die Schmach des Lagerlebens wurde wohl nie so eindringlich beschrieben wie in diesem Jahrhundertbuch. Die bitterste Demütigung bestand für Levi darin, von anderen Menschen nicht mehr als Mensch angesehen zu werden. Eine zentrale Szene ist die „Prüfung“, der sich der promovierte Chemiker unterziehen muss. Sie bringt Levi am Ende eine vergleichsweise erträgliche Arbeit im Labor der Auschwitz-Monowitz angegliederten Buna-Werke ein. Die blauen Augen des Prüfers Dr. Pannwitz sprechen dennoch ein vernichtendes Urteil: „Dieses Dings-da vor mir gehört einer Spezies an, die auszurotten selbstverständlich zweckmäßig ist.“ In diesem entmenslichenden Blick „wie durch die Glaswand eines Aquariums“ liegt für Levi „das Wesen

des großen Wahnsinns im Dritten Reich beschlossen“.

Unter der erbarmungslosen Macht der SS im Lager mussten auch die Häftlinge erbarmungslos werden. Unvergesslich war für Levi das Staunen darüber, dass „die ersten Beleidigungen, die ersten Schläge nicht von der SS, sondern von anderen Häftlingen, von ‚Kollegen‘ kamen, die doch die gleiche Zebra- und Stripedkleidung trugen“. Es gibt im Lager keine solidarische Gemeinschaft der Opfer; vielmehr ist der „Lebenskampf auf seine Urform reduziert“. Hier rächt sich jede Schwäche; jeder ist auf sich allein gestellt. Die „starken und gerissenen Individuen“ setzen sich noch unheimlicher durch als im ethisch gedämpften Zivilleben. Wie jede Mangelwirtschaft führt auch die des Lagers zu Formen des Tauschhandels. Weil jeder Lumpen, jedes Stück Draht, jeder Knopf oder Löffel einen Wert darstellt, der durch geschickten Schwarzmarkthandel zu einer zusätzlichen Brotration verhilft, kann, muss man damit rechnen, im ersten unaufmerksamen Moment von anderen Häftlingen bestohlen zu werden – „und um dem vorzubeugen, müssen wir die Kunst erlernen, mit dem Kopf auf der zusammengedrückten Jacke zu schlafen, die alle unsere Habseligkeiten, vom Essgeschirr bis zu den Schuhen, enthält“.

Am Ende der Tauschketten stehen die „Zivilarbeiter“ der Buna-Werke, darunter französische und ukrainische Freiwillige, viele Zwangsarbeiter sowie englische Kriegsgefangene. Gute Beziehungen zu ihnen zu unterhalten – das ist die Kunst der „Organisatoren“ unter den Häftlingen, die auch bei den Kapos beliebt sind, weil auch sie womöglich irgendwann von deren Umtriebigkeit profitieren können. Diejenigen dagegen, die nicht fähig sind zu „organisieren“ und denen man ansieht, dass sie bald nur noch eine „Handvoll Asche“ sind, werden schikaniert, und kein Mithäftling würdigt sie eines Wortes.

Perfekt trifft Alexander Fehling in seiner ungekürzten achtstündigen Lesung Primo Levis Mischung aus lagersoziologischer Sachlichkeit und empathischer Zeugnishaft. Denn der Ich-Erzähler dieses Werkes ist nicht nur Medium und Analytiker; er ist vor allem ein Mensch, dem der Vorleser die Stimme gibt. Und da ist es keine geringe Leistung, dass man dieser Stimme die Bürde des Erfahrenen anhört, ohne dass es schauspielerisch aufgesetzt wirken würde. Fehlings Ton ist von einer fahlen Melancholie geprägt, die Levis Sätze noch berührender macht als bei der Lektüre. Ein Mensch wird hier vernehmbar, der durch seine Traumatisierung

zu keinem lauten, aggressiven Wort mehr fähig scheint. Seine einzige Waffe ist die unerbittliche Genauigkeit; mit aller Ruhe beschreibt er die äußerste Verrohung. Auch beim „barbarischen Gebell kommandierender Deutscher, die sich eines jahrhundertalten Ingrimms zu entledigen scheinen“, vermeidet Fehling alles Kläffende, weil es die Erzählperspektive brechen würde, wenn der Vorleser zwischendrin akustisch auf die Seite der Täter wechselte. Hier zeigt sich die Instinktsicherheit dieser Lesung, die auch die hohen literarischen Qualitäten des Buches zur Geltung bringt, die Momente grotesker, verzweifelter Komik, die prägnanten psychologischen Porträts und die Sätze von kühler Lakonie. Etwa: „Der Tod beginnt bei den Schuhen.“ In ihren groben Holzpfantoffeln bekommen die Häftlinge wunde, entzündete Füße. Wer aber erst einmal mit dem Befund „dicke Füße“ in den Krankenbau kommt, ist erledigt. Deshalb gilt es bei den Selektionen, wo die Häftlinge splitternackt anzutreten haben, alle Schmerzen zu vergessen und kraftvoll und federnd an der Kommission vorüberzuschreiten.

Wer es schafft, Auschwitz zu überleben – so die bittere Lehre Levis –, musste selbst in irgendeiner Form unmenschlich werden. Und außerordentliches Glück haben. Dass er im Winter 1944/45 als Chemiker in beheizten Räumen arbeiten konnte, war ein solches „machtvolleres Eingreifen des Glücks“, aber auch der Umstand, dass er kurz vor der Räumung des Lagers an Scharlach erkrankte. So gehörte er nicht zu denen, die auf den Todesmärschen umkamen, sondern konnte mit anderen Elendsgestalten in der Krankenbaracke auf die Befreiung warten. Das größte Glück aber trug den Namen Lorenzo Perrone – ein Maurer, der für eine italienische Firma in Auschwitz arbeitete und der ihm ein halbes Jahr lang täglich ein Stück Brot und eine Extraration Suppe brachte.

Es waren nicht nur die zusätzlichen Kalorien, die zum Überleben verhalfen, sondern Lorenzos „stille und einfache Art, gut zu sein“. Durch sie gewann Primo Levi den Glauben daran zurück, dass es jenseits des täglichen Grauens noch eine andere Welt gab, „Dinge und Menschen, die noch rein sind und intakt, nicht korrupt und nicht verrotten, fern von Hass und Angst“.



Primo Levi:
„Ist das ein Mensch?“
Ungekürzt gelesen von
Alexander Fehling.
Der Audio Verlag,
Berlin 2020, 6 CDs,
zus. 474 Min., 20,- €.

Die Streichhölzer stets griffbereit

Niemals „Scheidung“ sagen: Bart Moeyaerts neuer Roman „Bianca“ erzählt von einem Mädchen, das die Welt der Soap-Operas mit der eigenen vergleicht.

Von Anna Vollmer

Wenn es in der realen Welt düster wird, ist Fiktion oft ein Trost. Die zwölf Jahre alte Bianca, „ein Mädchen mit Gebrauchsanweisung“, wie ihre Mutter sie nennt, findet ihren Trost im Fernsehen: In der Soap „Hier bei uns“ steht Ilona, eine toughe Frau, hinter dem Tresen, zapft Bier und hört den Menschen zu, die täglich in ihre Kneipe strömen. Von Naturkatastrophen, Terroranschlägen oder dem Klimawandel ist nie die Rede, nur von Alltagsnöten und Liebeswarr. Bianca weiß warum: „Um halb sieben sind noch Kinder wach. Kinder dürfen viele Dinge wissen, aber Sorgen dürfen sie sich nicht machen.“

Das ist leicht gesagt. Bianca schaut „Hier bei uns“ auch, weil sie eine ganze Menge Sorgen hat: eine Mutter, die nicht so lässig ist wie Ilona und sich zu viel mit Biancas herzkrankem Bruder und ihrer frisch gekauften Einbauküche beschäftigt. Einen Vater, der mit seiner neuen vierundzwanzigjährigen Freundin in einer Kommune lebt und von seiner Tochter dabei nicht gestört werden möchte.

Eines Tages im Sommer treffen Fiktion und Realität aufeinander. Als Bianca zurückkommt aus ihrem Geheimversteck im Garten, in das sie sich zurückzieht, wenn sie genug von ihrem Bruder Alan und ihrer Mutter hat, sitzt Billie King im Wohnzimmer. Billie ist Biancas Lieblingschauspielerin und ebenjene Ilona aus dem Fernsehen, die Bianca so bewundert. In der echten Welt ist sie die Mutter eines Freundes von Alan und trinkt nun mit Biancas Mutter Tee.

Der Nachmittag mit Billie King ist der Zeitrahmen, in dem „Bianca“, das neuste

Buch von Bart Moeyaert, spielt. Erst im vergangenen Jahr erhielt der belgische Schriftsteller den Astrid Lindgren Memorial Award, eine Art Nobelpreis für Kinderbuchautoren. In ihrer Begründung sprach die Jury „von unterdrückten Wünschen und unausgesprochenen Emotionen“, die Moeyaert mit seiner Sprache vermittele. Auch in „Bianca“ bleibt vieles unausgesprochen. Weil die ganze Geschichte aus Sicht der Protagonistin erzählt wird, verzichtet Moeyaert auf Erklärungen. Eindeutige Worte wie Scheidung, Krankheit, Eifersucht und Einsamkeit kommen nie vor, stattdessen gibt es verkrampte Dialoge und Worthülsen, die vor lauter Verlegenheit ausgetauscht werden: „Mama setzt sich und hebt den



Bart Moeyaert: „Bianca“.
Aus dem Niederländischen von Bettina Bach.
Hanser Verlag,
München 2020, 144 S.,
geb., 14,- €. Ab 11 J.

Teller mit den Kuchenstücken hoch. ‚Der darf ruhig alle werden.‘ ‚Gut zu wissen‘, sagt Billie.‘ Oder ungeschickte Versprecher, mit denen Biancas betont fröhliche Mutter ihre ganze familiäre Notlage offenbart: ‚Seit meiner neuen Küche kenne ich mich aus mit, äh‘, eigentlich will sie ‚einem Umbau‘ sagen, verspricht sich aber, ‚einem Umbruch.‘ Sie ist die Einzige, die lacht.“

Das ist so tragisch wie lustig, weil vermutlich jeder solche Situationen kennt. Es ist aber auch lebensnah, weil es nie nur Kummer oder Freude gibt, sondern oft genug alles zugleich. Im Gegensatz zu „Hier bei uns“ spart „Bianca“ weder Sorgen aus noch vieles andere, was zu unserer heutigen Realität dazugehört: Es gibt komplizierte Trennungen und glückliche homosexuelle Eltern. Es gibt das Fernsehen, das im Internet durch GIFs weiterlebt. Es gibt sogar eine Art Shitstorm, weil die Serien-Ilona plötzlich eine Halbschwester hat, die das Publikum überhaupt nicht leiden kann. Trotzdem ist „Bianca“ keine erdrückende Problemgeschichte oder gewollt zeitgemäß. Viele Themen werden nur angerissen, fallen

ganz nebenbei und so subtil, dass klar wird: Das ist sie nun mal, unsere heutige Welt.

Auch in Biancas Gedanken geht es, wie bei den meisten, nicht so geordnet zu wie im Vorabendprogramm. Denn dass man immer nur einen Gedanken aussprechen kann, heißt nicht, dass man nicht viele gleichzeitig denken kann. Moeyaert zeigt das durch Schrägstriche: „Zum Glück nur um ein Haar/die Streichhölzer liegen immer griffbereit/meine Lunte ist kurz.“ Leider muss man sich beim Sprechen im Gegensatz zum Denken aber für eine Sache entscheiden, und die ist oft die Falsche. Deshalb gibt es in Beziehungen wie in der zwischen Bianca und ihrer Mutter eine Menge Missverständnisse. Das weiß auch Bianca: Weil zu einem Streit immer zwei gehören, nennt sie sich, als sie sich ihrer Heldin Billie King vorstellt, vorausseilend „Perdón“, Verzeihung. Das versteht wiederum niemand, was prompt zur nächsten peinlichen Situation führt. Doch das gehört nun mal dazu.

Moeyaerts Buch ist nie simpel oder eindimensional und trotz Kummer und Missverständnissen eine hoffnungsvolle, versöhnliche Geschichte. Schließlich sitzt da plötzlich die Lieblingschauspielerin im Garten. Wenn das kein Trost ist.



Bart Moeyaert

Foto Getty

Seltsam, meine Mutter? Ach was!

Wenn dich ein Riese ins Visier nimmt, ist Flucht keine schlechte Idee: Das letzte Buch des großen Ulf Stark.

Von Lena Bopp

Das Problem mit dem Riesen ist, dass sein bloßer Anblick die Perspektive verzerrt. Nicht nur sehen die schwarzen, gekräuselten Haare auf seinem Bauch gewaltig aus und die Blumen seines Hemdes ausgesprochen grell, auch der kurze Stummel seiner Basenmütze könnte als Antenne durchgehen. Richtig verstehen lässt sich der Riese sowieso nicht. Er gräbt gerade in seinem Garten, als Ulf mit seinem Freund Bernt einen Blick über die Hecke wagt. „Bald blüht hier was, Ulf!“, ruft er. Doch Ulf versteht nur: „Bald blüht dir was!“ Und schläft fortan schlecht.

Dass er hört, was seiner Erwartung entspricht, wird ihm später klar. Bis dahin wird ihn diese unergründliche Freude am Spiel mit der Gefahr auf Bäume klettern und im Sturm spielen lassen und in die Nähe des Riesen treiben. Der Widerspruch zwischen dem Angezogen- und Abgestoßensein von Oskarsson, so heißt

der Riese, ist aber nicht das einzig Rätselhafte, dem sich Ulf in dem neuen Buch des 2017 verstorbenen Schriftstellers Ulf Stark stellen muss. „Warum mache ich mit meinen Freunden immer lauter schreckliche Sachen, obwohl kein Mensch uns dazu zwingt? Sachen, bei denen uns vor Angst schlecht wird?“ Das ist die Frage in diesem Buch, das wunderbar leicht davon erzählt, wie sich Unvereinbares vereinbaren lässt.



Ausgerüstet sein ist alles! Abb. aus d. bespr. Bd.

Dass Ulf Stark, der nicht nur in seiner Heimat Schweden, sondern auch hierzulande schon lange zu den renommierten Kinderbuchautoren zählt, in diesem jüngsten Werk auf Erklärungen verzichtet und seinen Lesern zutraut, Widersprüche auszuhalten, macht seinen Reiz aus. Das betrifft nicht nur den Riesen. Gegensätze liegen überall nah beieinander. In der Freundschaft von Ulf und Bernt, dem Jungen aus der Nachbarschaft beispiels-

weise, denn Bernt ist ein unerträglicher Besserwisser. Oft fühlt Ulf sich in seiner Gegenwart dumm. Aber Bernt ist auch schlau, Ulf hat viel von ihm gelernt und vermisst ihn, als Bernt ihm eines Tages die Freundschaft kündigt. Er fehlt ihm so sehr, dass sich Ulf auf eine Mutprobe einlässt, die ihn in gefährliche Nähe zu ebenjenem Riesen Oskarsson bringt, was den so gut wie sicheren Tod bedeutet.

Dass Ulf überlebt, ist seiner Mutter zu verdanken. Einer herrlichen Figur, ebenfalls vor scheinbar widerstreitender Bedürfnisse. Sie kümmert sich hingebungsvoll um ihre Familie. Aber jeden Abend braucht sie eine halbe Stunde zum Klavierspielen, und immer samstags radelt sie allein in die „Einsamkeit“ – das ist eine Hütte auf einem Hügel, in der sie „sich selbst findet“. Kommt sie Ulf deswegen seltsam vor? Im Gegenteil. Kein Wunder, dass sie es ist, die hilft, das Befremden aufzulösen, das der Riese hervorruft. Selbst in den klugen Illustrationen von Regina Kehn schrumpft er schließlich auf ein normales Maß. Alles ist eine Frage der Perspektive.

Ulf Stark:
„Als ich die Pflaumen
die klauen.“ Roman.
Aus dem Schwedischen
von Birgitta Kicherer.
Bilder von Regina Kehn.
Urachhaus, Stuttgart 2020,
93 S., geb., 16,- €. Ab 8 J.



>> Vergiss diese Reise nie <<,
hatte Mama gesagt,
>> Wochen wie diese sind genauso lang wie
fünfzehn ziemlich langweilige Jahre. <<





Traurig, tröstlich, voller Kraft und Liebe - das neue Kinderbuch von Moni Nilsson

ISBN 978-3-551-55392-8, €(D) 12,00 | €(A) 12,40